

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Geschenkte Jahre
Autor: Gurk, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihrer, besonders in Rudeln, bekannten Angriffslust gefürchteten indochinesischen Raubkatzen. Die Tiere hatten offensichtlich tagelang nichts zu fressen bekommen und fauchten und funkelten in ihren Käfigen. — Madame de Lambertier verabschiedete sich mit einem eiskalten Lächeln und sagte mit ihrer schwingenden Altstimme: «Bon amusement, Monsieur Bernét — au revoir!» — dann fiel die Tür hinter ihr ins Schloss. Der Schlüssel knirschte zweimal. — Es war jetzt ausser dem Fauchen und unruhigen Trippeln der Wildkatzen totenstill. — Jean Bernét war in die Falle gegangen. — Instinktiv riss er seinen Browning aus der Tasche, entsicherte und spannte ihn. Sechs Schuss. Er war immer ein guter Schütze gewesen. — Da öffneten sich auf geheimnisvolle Weise die Falltüren zu den Transportkäfigen, und die hungrigen Bestien sammelten sich, unruhig, nach Katzenart hin- und hertrippelnd. — Jean Bernét sah die wildfunkelnden Augen, die ungeheuren Reisszähne und die haarscharfen Krallen an den sehnenigen Läufen. Da wartete er nicht länger: der erste Schuss zerriss die lähmende Stille. Eine der Raubkatzen wälzte sich am Boden. Die anderen hatten sich bei dem Schuss hinter die Transportkäfige verzogen. Nach einer Weile kamen sie hervor, um ihre tote Artgenossin zu zerfleischen. — Jean Bernét wusste von der Wirkung frischen Blutes auf diese Art Wildkatzen und handelte entsprechend, indem er eine nach der anderen mit gutgezielten Schüssen tötete oder verwundete. Es roch widerlich nach dem Unrat aus den Transportkäfigen, nach Blut und nach Pulverqualm. — Jetzt blieb es totenstill in dem unheimlichen Hause. — Nachdem Jean Bernét noch eine geraume Weile auf Geräusche gespannt hatte, zerschlug er mit einem Stuhle die Füllung der einen Tür und zwängte sich hindurch. Es war stockdunkel in dem Hausflur. Kein Laut war zu hören. — Genau so dunkel war es auf der schmalen Gasse, auf die er, durch eine nicht verschlossene Hintertür, gelangte. Endlich fand er sich aus dem Gassengewirr heraus. Hierauf erstattete er sofort Meldung auf dem nächsten Polizeiposten, und zwei Beamte gingen mit. — Aber Jean Bernét fand das Haus des Grauens nicht wieder. — Die Polizeibeamten wussten, was sich einem Offizier der Kolonialarmee gegenüber gehörte; aber als er gegangen war, sagte der eine: «Ich kenne das, das bringen sie aus den Tropen mit!» — und er zeigte vielsagend an seinen Kopf; der andere sagte: «Nonsens, der Mann hatte zuviel Alkohol!»

Jean Bernét sollte nach Beendigung seines Urlaubs ein Kommando in Indochina übernehmen, und er bat seine vorgesetzte Dienststelle darum, davon abzusehen und ihn nach Afrika zu schicken.

Madame Yvonne de Lambertier landete einige Tage später, zusammen mit ihrer Sekretärin Jana Ma-Singh, in einer französischen Verkehrsmaschine auf dem Flugplatz von Saigon. — Die beiden Frauen wurden von einer eleganten, dunklen Limousine abgeholt, deren Wagenschlag ein Indochinese, mit einem undurchdringlichen Gesicht, höflich öffnete. — Und bald verlor sich der Wagen in dem internationalen Gewimmel der Rikschas und europäischen Fahrzeuge in den Strassen Saigons. (NPA)

Erzählung von Paul Gurk †

G E S C H E N K T E J A H R E

In einer kleinen Kreisstadt lebte ein angesehener Mann namens Wittke, ein Steinsetzmeister, tat recht nach seinem Gewissen, scheute einen guten Trunk und einen Streit nicht, war aber nüchtern und zuverlässig in seiner Arbeit, so dass es sich gut auf seinen Strassen gehen liess. Er genoss das Vertrauen seiner Mitbürger und stellte auch als Stadtrat seinen Mann, pflichtgemäss, gerecht nach seinen Möglichkeiten.

Etwa zehn Jahre vor seinem Tode wurde er zum Geschworenen ausgelost. Er musste für einige Wochen das Geschäft in der guten Hut seiner Frau und seines Sohnes lassen und fuhr in die Gerichtsstadt. Es war damals gerade der Prozess gegen einen berüchtigten Wegelagerer zu verhandeln, der ausser Diebereien einen Totschlag begangen hatte. Steinsetzmeister Wittke sprach Recht nach seinem Gewissen, kehrte aber nachdenklicher als sonst zu seiner Familie und seinem Gewerbe zurück. Bald darauf wanderte sein Sohn, unfroh der Enge

des Vaterlandes, nach Argentinien aus. Die Frau starb nach zwei Jahren.

Eines Tages äusserte Steinsetzmeister Wittke den Wunsch, das dicht vor der Kreisstadt liegende Zuchthaus zu besuchen, ein unheimliches, langgestrecktes Gebäude, von den Kindern scheu gemieden. Er erhielt leicht die Erlaubnis, kam schweigend zurück und sprach nie über seine Eindrücke vom grauen Hause.

Nach einigen Monaten wurde der rüstige, noch nicht alte Mann krank. Er wandte einem scheinbar leichten Uebel nicht genügend Aufmerksamkeit zu und lag plötzlich auf dem letzten Bett. Er machte sein Testament vor einem befreundeten Notar und starb, betrauert von vielen, schadenfroh besprochen nur von denen, die überall als die ewig Unteren auf alles speien, was mehr ist und würdig lebt.

Einige Wochen darauf wurde ungeheures Aufsehen in der Stadt erregt, als der Notar den Behörden entdeckte, Steinsetzmeister Wittke habe ihm auf dem Totenbett anvertraut und durch Unterschrift bekräftigt, dass er einst auf einer Reise im Jähzorn einen Totschlag begangen habe, den ein Buchdruckergeselle im hiesigen Zuchthaus mit einer langjährigen Strafe abbüsse. Eine Verkettung unglücklicher Umstände habe den Unschuldigen in Verdacht gebracht, während er selbst, ernüchtert, nicht gewagt habe, seine Familie in Schande zu stossen und Ruf und Geschäft zu zerbrechen. Er habe daher, von Gewissensangst getrieben, auf dem Sterbebett die Tat gestehen müssen und bitte den Unschuldigen und auch seine Mitbürger um Verzeihung dafür, dass er ungerechterweise eine Achtung genossen habe, die ihm nicht gezieme. Für den Buchdruckergesellen liess er einen Brief zurück, dreimal versiegelt, den der Notar nach seinem letzten Willen erst ein Jahr nach dem Tode an den Adressaten aushändigen solle.

Die Nachforschungen ergaben, dass in der fraglichen Zeit tatsächlich Steinsetzmeister Wittke am Ort der Tat geweilt hatte. Der Buchdruckergeselle wurde im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen und stand eines Tages staunend auf der freien Strasse des Lebens. Er stand und wagte kaum, sie zu betreten. Bald wanderte er nach Spanien aus und erwarb sich in Barcelona eine gute Stellung.

Im siebenten Monat nach der Freilassung regte sich bei dem Buchdruckergesellen ein unangenehmer, unbehördlicher Mahner: das Gewissen! Er hatte das Verbrechen, wegen dessen er verurteilt

war, wirklich begangen und konnte nicht begreifen, warum ein wildfremder Mensch, den er nicht kannte und den er vermutlich niemals gesehen hatte, eine solche Tat auf sich genommen haben mochte, die seinen Ruf und sein Andenken vergiften musste. Er fing an zu grübeln und fand von Woche zu Woche mehr, dass er das Opfer des Toten zu Unrecht angenommen habe. Er gab also seine Stellung auf, ging wieder nach der Heimat zurück und erschien am Jahrestage in der Kreisstadt vor dem Notar, fest entschlossen, sich wieder dem Strafrichter zu stellen und bis zum Ende zu sühnen, was auch der Brief enthalten möge.

Das Schreiben wog schwer und drückte ihn so zu Boden, dass er in einem nahen Park sich auf eine Bank setzen musste. Dort öffnete er den Brief und las . . .

«Sie werden mich nicht kennen, und auch ich wusste vor gar nicht zu langer Zeit nichts von Ihnen. Ich kann mich auch nicht einmal besinnen, etwas von Ihrer Tat gehört zu haben. Aber ich habe einmal das Zuchthaus besucht, in dem Sie untergebracht waren. Ich beobachtete Ihre Schritte auf dem Spaziergang im Hof und sah Ihr Gesicht. Ich sah, was auch immer Sie getan haben mochten und welche Gründe Sie gestossen hatten oder welche Umstände, dass Sie litten und sich verachteten. Keiner der anderen Zuchthäusler hatte das Gesicht eines Menschen. Sie tasteten alle die Höhe der Mauer ab, als ob sie die Fusszahl für den Plan des Ausbruchs abtasten wollten. Sie aber sahen über die Mauer in die Wolken, und ich sah Sie weinen . . .

Als ich mich auf das Lager strecken musste, von dem es kein Aufstehen gibt, beschloss ich, Ihnen die Jahre zu geben, die ich zu früh von der Erde gehen musste. Mein Sohn hat mich verlassen. Meine Frau ist tot. Der Ruf kümmert mich nicht mehr wie früher. Ich sah im Schwurgericht und im Gefängnis zu viel, und ich sah auch nachher durch die Gesichter. — Nutzen Sie die Zeit gut, und verderben Sie nichts durch Reue oder Selbstbezeichnung! Werden Sie ein Steinsetzmeister Ihrer Tage!»

Der Buchdruckergeselle las, las wieder, stand auf, zerriss den Brief und ging entschlossen wieder aus der Stadt. Er begann von neuem, die Zucht in sich zu bauen und konnte am Ende finden, dass sein Leben eine gute Strasse geworden sei, Tag für Tag ein Stein, nicht immer gleich, hart, eckig, verschieden geformt, aber zueinander passend und tüchtig für einen guten Weg.



Eine gemütliche Plauderstunde gehört nun einmal zum Fest. Während der Mahlzeit und des Plauschens bleibt selbstverständlich der unvermeidliche Hut auf dem Kopf.

Photo M. von Szepesy